

Von unten/von oben

Lebensräume zwischen Planung und Selbstregulung. Von Achim Schübler. 235 Seiten mit Abbildungen, 14,80 Euro. Archimed Verlag, Darmstadt 2005. ISBN 3-923578-14-8

Der Band wirbt für ein wichtiges Thema. Zugleich wirbt er um Sympathie für sich selber: gleichsam ein Darmstädter Diskussionsbiotop (die überwiegende Mehrheit der Beiträger hat an der TU Darmstadt studiert und/oder arbeitet dort). Eine gewandelte Stimmungslage wird angezeigt: ein Wiederauftreten von Problemen, für die in der Euphorie der 90er Jahre kein Platz war. Doch spricht keine neue Generation. Es sind fast nur Nachachtundsechziger. Die Erfahrungen und Fallbeispiele – die aus Deutschland wie die aus der Dritten Welt – sind wohl vertraut, sie stammen aus den letzten vier Jahrzehnten.

Es geht also nicht um Manifeste. Alle Teilnehmer haben genug Berufserfahrung, um nicht in Utopie auszuweichen. Das macht die Stärken des Bändchens aus, wie auch seine Schwächen. Die Stärken liegen in der Problemwiederkehr: Zahlreiche Themen der Stadtentwicklung sind in den 90er Jahren und bis heute einfach unter den Tisch gefallen. Im Besonderen gilt das für Planungsverfahren, wie sie bis zur Stunde die Globalisierung der Städte exekutieren: Weder klassische Planung von oben noch Bereitstellung für Verantwortungsübernahme von unten, sondern ein hilfloses Herumfuhrwerken der Stadtpolitik mit dem Instrument Wettbewerbsverfahren, was dem fatalen Bündnis von Großinvestition und Architektenarroganz zu Gute kam. Gleichzeitig ist kaum zu übersehen, dass es einen Haufen von Problemen gibt – vor allem die soziale und stadtstrukturelle Spaltung der Städte –, die weder so noch mit den Mitteln und Vorstellungen klassischer Planer zu bewältigen sind. Die Schwächen sind mit den Stärken eng verknüpft. Der Band begreift sich selber als Beispiel für die Sache, die er vortragen will: mehr von unten statt von oben zu denken und zu planen, mehr Netzwerk und Eigeninitiative als Verwaltung und Hierarchie. So weit, so gut. Das Unternehmen steht sich dabei aber selber im Wege, indem es nicht nur in den Problemen und Lebenserfahrungen der letzten 30 Jahre befangen bleibt, sondern auch, was den Diskussionsstand angeht, zu lokal gebunden ist. Das gilt einschließlich der – hervorragenden – Beiträge zur Stadtplanung „von unten“ vor allem in Südamerika.

Für die auf Deutschland bezogenen Beiträge gilt einmal mehr: Im Westen nichts Neues. Die Entfaltung des Themas beschränkt sich auf das Reader-übliche: Schauen wir mal, was es alles so gibt und zeigen wir mal die ganze Bandbreite ohne theoretische Anstrengung, zwischen den Einzelfällen eine Beziehung herzustellen und damit zu einer Darstellung der Bedingungen und Grenzen vorzustoßen, die in unserem ebenso reichen wie verängstigten und reformunwilligen Land für jegliche Form von Selbstorganisation gegeben sind. Kein einziges neues Thema.

Die Absicht des Herausgebers wird deutlich genug: Es geht eher um das Motiv Selbstregulung, das in unterschiedlichen Maßstäben dargestellt werden soll. Daher einerseits das übliche Vorgehen: man sammelt alles ein, was ungefähr zum Thema passt. Dass Selbstorganisation im Kleinen funktioniert, muss ja nicht bewiesen werden. Damit wird man der Sache Selbstregulierung nicht gerecht. Entweder, das Thema „von unten“ bleibt für alle Ewigkeit ein kleines Seitenthema behutsamer Zeitgenossen, ohne Wirkung auf die Gesellschaft. Oder es handelt sich um ein Thema, das wirklich ins Zentrum gehört, weil wir uns gerade heute auf einer Schwelle befinden – Versagen der alten Instrumente, keinerlei Vorstellung, wie der fällige nächste Schritt aussehen soll –, und dann muss man sich doch etwas mehr anstrengen und vor allem mit der leidigen Frage beginnen, warum es so wenig Beispiele gibt und warum sie nicht verallgemeinerbar sind, sondern Einzelfälle bleiben.

Die zentrale Frage ist gerade, wie Selbstorganisation in großen Maßstäben möglich ist. Darauf gibt der Band denn auch eher negative Antworten. Den harten Kern der Aufsätze bildet erstens ein politologischer Beitrag zum Thema governance, der Selbstregulung korrekt als Weichmacher zur Realisierung von top-down-Politik beschreibt. Das ist der – klägliche – Stand der Wissenschaft. Und zweitens der Beitrag von Kosta Mathéy zur Ambivalenz einer von unten kommenden Stadtplanung, der vehement vor einer Idealisierung der aus purer Not geborenen Planung von unten warnt. Beide Antworten sind korrekt, ihr Ergebnis ist gerade deshalb alles andere als ermutigend. Ich resümiere: Die Drittelwelt-Selbstorganisation ist nicht übertragbar, weil in Westeuropa niemand die sozialen Härten, das Ausmaß an Staatschwäche und das Maß an mafiosen Bodenmärkten akzeptieren würde. Die Beteiligungsformen über Aushandlung

von Kompromissen, Mediation usw. taugen nichts, weil sie Selbstorganisation lediglich als Hindernis begreifen, das man einbinden muss, weil strikte hierarchische Durchsetzung nicht funktioniert.

Wenn man am Thema aber festhalten will, dann müsste gerade hier das Nachdenken einsetzen. Wie müssen Modelle und Methodiken der Selbstregulung beschaffen sein, die erstens tatsächlich von unten ausgehen, zweitens den Staat nicht ersetzen, sondern fordern, drittens durchgängig und in großem Maßstab einsetzbar sind? Darüber – der Rezensent müht sich seit 25 Jahren an diesem Thema ab – wäre nachzudenken. Von diesem Nachdenken findet sich in dem Band leider zu wenig.

Das heißt nicht, dass er nutzlos wäre – dann nicht, wenn man ihn als Sprungbrett einer dringend notwendigen Debatte begreift. Dazu ist die Mehrzahl der Artikel allemal gut. Man hüte sich nur vor den allzu weichen Rändern: „Einleitung“ vorn und „Zusammenfassung der Ergebnisse“ am Schluss. Die Einleitung ist ein bloßes Nebeneinander von Verständnismöglichkeiten des Terminus Selbstregulung, noch dazu historisch bewusstlos, als hätte es die antiautoritäre Bewegung der 70er Jahre nie gegeben. Die „Zusammenfassung der Erkenntnisse“ fasst nicht nur nicht zusammen, sondern enthält auch eine Sichtung der Motive, die einmal mehr davon überzeugt, dass die Architektur nicht der Punkt ist, von dem aus die Welt zu retten ist. Der Planungsprozess ist kein Modell der Wirklichkeit, auch nicht, wenn er „von unten“ her ausgeht. Die Vermischungen, die aus dem Standpunkt des Planers entstehen, sind schon im konkreten Projekt nicht gut, erst recht vertragen sie sich nicht mit der Aufgabe, Selbstorganisation auf Gesellschaftsebene realistisch und machbar zu denken. *Dieter Hoffmann-Axthelm*

Renaissance der Mitte

Zentrumsbau in London und Berlin. Von Harald Bodenschatz. 361 Seiten mit Abbildungen, 98 Euro. Verlagshaus Braun, Berlin 2005. ISBN 3-935455-93-3

Ein faszinierendes Buch für den architektonisch-städtebaulich-politisch Interessierten. Bodenschatz und seine Mitarbeiter skizzieren in diesem ebenso voluminösen wie gut illustrierten Band die Entwicklung von zwei grundverschiedenen Städten: London und Berlin. Auf eine geschichtliche Betrachtung und Analyse der Hauptstädte aufbauend, beschäftigen sich die Beiträge vorrangig mit den starken baulichen Entwicklungen und Veränderungen seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts. Funktional, gestalterisch, sozial und symbolisch verschoben sich die Akzente hin zum Leitbild der traditionellen Stadt. Das Hauptthema von Bodenschatz ist die Revitalisierung des Stadtzentrums mit der klaren Absage an die Utopien des modernen Städtebaus. Die Publikation teilt sich in drei wesentliche Bestandteile: je eine Betrachtung

der städtischen Entwicklung von Berlin und London von den Anfängen bis zum 21. Jahrhundert und abschließende ausführliche theoretische Abhandlungen zu spezifischen Merkmalen des Zentrumsumbau.

Beide geschichtlichen Abhandlungen sind lesenswert. Von städtebaulichen Gemeinsamkeiten über die Jahrhunderte kann bei einem Vergleich von London und Berlin kaum gesprochen werden. Zu divergent ist die kontinuierliche Entwicklung der Stadt an der Themse zu einem geo-politisch und finanzwirtschaftlichen Zentrum im Gegensatz zu Berlins sprunghafter und verhältnismäßig kurzer aber hyper-intensiver Karriere als deutsche Haupt- oder gar Mächtegerm-Weltstadt. Zu der Zeit, als London im 16. Jahrhundert neben Venedig und Antwerpen zu der Finanzmetropole Europas wurde und bürgerliche wie kaufmännische Kreise die städtebauliche Entwicklung zu beeinflussen begannen, war in anderen europäischen Großstädten, geschweige denn in Berlin, nichts von solchen Tendenzen zu spüren. Das hatte in London allerdings einen Preis. Bis heute ist man

trotz des Stadtbrandes von 1666 mit einem mittelalterlichen Stadtgrundriss konfrontiert. Bauspekulation, Deregulierung und der Rückzug des Staates als Planungsinstanz machen einen übergreifenden Städtebau unmöglich. Somit gehen die großen städtebaulichen Projekte von London seit dem wirtschaftlichen Erstarken unter der Regierung Thatcher auf privatwirtschaftliche Initiativen zurück, z.B. Covent Garden, Battersea, Docklands, Paternoster Square, King's Cross etc. Die Privatisierung, privat-öffentliche Stadterneuerungspartnerschaften und Deregulierungen u.a. der Finanzmärkte bescheren London zur Zeit den lang anhaltendsten Bauboom seiner Geschichte.

Berlin mag zwar einen großzügigeren Stadtgrundriss haben, jedoch die politischen und wirtschaftlichen Zyklen sind von kürzerer Dauer und mitunter ein Desaster. Als größte Industriestadt des kontinentalen Europas galt Berlin Ende des 19. und im 20. Jahrhundert u.a. verkehrstechnisch als sehr innovativ. Modernisierungsschübe erfolgten häufig und regelmäßig. Erst der Zweite Weltkrieg

und der Kalte Krieg, einschließlich der Teilung Berlins, bedingten eine gewisse Starre, die man mit Aktionen wie der Internationalen Bauausstellung (IBA) zu beleben versuchte. Für Bodenschatz ist die 750-Jahr-Feier in beiden Stadthälften das Fanal, das gestalterische Voraussetzungen für eine Neubewertung des Zentrums setzte. Hier liegen für ihn die Wurzeln des nachmodernen Städtebaus in Berlin. Aber auch in der wieder vereinten deutschen Hauptstadt gelten inzwischen dieselben städtebaulichen Gesetze wie an der Themse. Internationale Investoren vereinnahmten die 1A-Teile des Stadtumbaus. Sie setzen auf architektonische Landmarken entweder von gesichterter historischer Bedeutung oder neu geschaffen von „Star-Architekten“. Zentren werden inszeniert, um für Arbeits- wie auch für Lebens-, Amüsier- und Konsumstile das richtige Ambiente zu bieten – Urbanität wird zum Event. *Christian Breising*